

Ärgerlich



Cerith Wyn Evans, Foto: Peter Baracchi

Die Informationen im Haus Konstruktiv über Marlow Moss sind leider ausserordentlich spärlich.

Erst zwei Wochen vor Ausstellungenende ist das Erscheinen einer Monografie über sie angekündigt, und bis dahin wird ein interessiertes Publikum auf Faktenuche im Netz vertröstet. Beispielsweise einen *«Guardian»*-Artikel, den hier übersetzt wiederzugeben wenig Sinn macht. Der Saaltext ist Minimalismus in Reinform, was nicht mit der Reduziertheit der Kunst zu verwechseln ist. Ausgestellt sind wenige Gemälde, zwei Skulpturen und zahlreiche Vorstudien respektive Entwürfe. Das mathematisch Logische erinnert an Richard Paul Lohse, das Spiel mit Reliefs und verschiedenen Materialien vom Seil bis zur Raufasertapete bis hin zu den organischen Formen einer der Plastiken an die stete konzeptionelle Weiterentwicklung von beispielsweise Sophie Taeuber. Dass die Möglichkeiten, sich die Werke anzusehen und sich mit der Person und der Kunst weiterführend auseinanderzusetzen, voneinander separiert angeboten werden, ist mehr als nur bedauerlich. Die angekündigte Absicht, die Kunstgeschichte neu schreiben zu wollen, muss also noch warten. Die beiden weiteren Positionen zeitgenössischer Kunst entsprechen der langjährigen, hauseigenen Usanz, einander zuwiderlaufende Einzelpositionen miteinander in einen Dialog zu versetzen. Das sinnliche Kunsterlebnis von Cerith Wyn Evans (*1958) steht einer kaum vollends durchschaubaren Absicht einer Herstellung von nachgerade architektonischer Tiefenwirkung auf flachem Träger von Andrew Bick (*1963) gegenüber. Es kollidieren hier aber auch regelrechter Witz bei Evans – etwa der sich drehenden Pflanzen-Licht-Installation im ersten Stock – mit der Ehrfurchtsherstellung mit der Lichtskulptur im grossen Eingangssaal, was, aus derselben Hand geschaffen, eine neckische Bereicherung ergibt. Andrew Bricks Werk hingegen ist vielmehr ein separates Universum. froh.

«Marlow Moss – A Forgotten Maverick», «Cerith Wyn Evans», «Andrew Bick – original/ghost/variety/shifted/double/echo», bis 7.5., Haus Konstruktiv, Zürich.

Geduldsprobe



Vollbepackt mit Versprechen und bewaffnet mit redseligem Elan verharrt die Familie in «Sieranevada» im Stillstand.

Gleich, gleich geschieht etwas, gibts was. Auf ganze drei Stunden zerdehnt Christi Puiu diese vielversprechende Warterei, in der er das Publikum auf die Ersatzbank der unbeteiligten Beobachtung verbannt. Tonspur und Bildauswahl agieren unabhängig voneinander. Dreh- und Angelpunkt ist die private Abdankungsfeier des verstorbenen Familienoberhauptes. Es gehört sich, hier anwesend zu sein. Es gehört sich, die orthodoxen Rituale wiewohl die Sitten einzuhalten. Alle sind physisch anwesend. Und allen erscheint dieses Ritual wie die bare Zeitverschwendung. Denn sie sind gestresst. Von Pannen, die durch missglückte Kommunikation entstehen, von Ärgernissen, die sich durch nicht eingelöste Erwartungen entwickeln, und nicht zuletzt von der augenscheinlich hindernisbeladenen Alltagsorganisation. Alle Männer sind Phlegmas und die sie nach Belieben herumhetzenden Frauen verlieren nach der zweiten, dritten Mahnung verständlicherweise ihre Geduld. Jede weitere Wiederholung steigert das latent schlummernde Eskalationspotenzial, derweil der Energiepegel sämtlicher Involvierter in umgekehrter Relation in gefühlt nochmals gesteigertem Tempo sinkt. Der simple Widerwille der eigenen Anwesenheit wird von einer sich steigern den Ungeduld bis weit über die Grenze von Gereiztheit und Gehässigkeit hinaus getrieben. «Sieranevada» ist die kaum erträgliche Darstellung eines negativen Perpetuum Mobile, das sich wie eine Abwärtsschraube immer tiefer selbstständig ins Elend manövriert. Derweil die Bestrebung, die Contenance wenigstens minimal aufrecht zu erhalten, einzig durch die Anciennität, also die bare emotionale Machtausübung, mehr schlecht als recht gelingt. Anstelle tatsächlicher Ereignisse wie beispielsweise einer Auflösung oder im Gegenteil, der realen Eskalation, wird dieser zermürbende Stillstand nachgerade zwanghaft beibehalten. Furchtbar anstrengend anzusehen und auszuhalten. froh.

«Sieranevada» spielt im Kino Houdini.

Unfassbar



Die formale Distanz des Nacherzählens hilft, die Folterberichte in «Tadmor» einigermaßen zu verkraften.

Teilstellen des Re-Enactments realer foltergefangener Libanesen während des Bürgerkriegs in einem syrischen Gefängnis muten regelrecht lachhaft an. Einerseits dient dies dem intellektuellen Fluchreflex hinter die Absperrung grösstmöglicher emotionaler Distanz und ermöglicht das Weiterschauen, andererseits steigert dies natürlich erst recht die Fassungslosigkeit über die masslose Absurdität willkürlicher Gewalt Herrschaft und vermittelt eine nur sehr ungefähre Vermutung von einer Absolutheit von Ohnmacht. Fünfhundert Hiebe auf die Fusssohlen gabs als «Willkommensparty», wer sprach, zur Unzeit auf die Toilette wollte, den Wärtern ins Gesicht blickte oder unglücklicherweise grad in Reichweite für das Abregieren einer schlechten Laune eines Wärters war, wurde bestraft. Augenscheinlich benötigte es dafür überhaupt keinen Grund. Innerhalb der Gruppe Arrestierten einer Zelle etablierte die Führung eine perfide reziproke Verantwortlichkeit, eine Angst-Solidarität. So wurde selbst das undenkbar Äusserste, der Suizid, nochmals unverantwortbarer, weil es die Zusatzpeinigung der Mitinsassen als Extra-Schuldaufladung in einem Jenseits bedeutet hätte. Einige der im Film auftretenden haben fünf Jahre Isolationshaft plus weitere neun Jahre in der Gruppe überlebt. Bei Hunger, verdrecktem Wasser, Kälte, körperlicher Tortur, kaum Schlaf. Einer berichtet, wie er mit Insekten zu sprechen begann, um nicht verrückt zu werden. Ein anderer, wie er seinen Mitinsassen eine urindurchtränkte Mahlzeit bringen musste: «Ich war zu feige, um mitzuessen, aber mutig genug, den Mund zu halten». Das Grauen, das Monika Borgmann und Lokman Slim aufgrund von Recherchen und Gesprächen in einem Nachbau nahe Beirut nachinszenieren, ist durch das Festklammern an den Erzählungen einigermaßen verkraftbar. Danach aber steht so ziemlich alles, wovon man glaubt, dass es einen ausmacht, existenziell infrage. froh.

«Tadmor» spielt im Kino Stüssihof.